

ANDERE ZEITEN IN RÜTIHOF

Die Geschichte meiner Eltern 1920 - 1950



Die Autorin

Margot Fempel-Anner wurde am 11.1.1950 geboren. Ihre Jugendzeit verbrachte sie im damals noch zu Dättwil gehörenden Bauerndorf Rütihof.

Zuerst besuchte sie in Rütihof die Primar- und in Mellingen die Bezirksschule. Es folgte die Ausbildung an der neuen Kantonsschule in Baden, welche sie mit der Matura abschloss.

Mit 20 Jahren entschied sie sich für die Ausbildung zur Sozialpädagogin an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich. Anschliessend folgten mehrere Jahre Berufstätigkeit in der Jugendarbeit.

Margot Fempel-Anner ist seit 1977 verheiratet und Mutter von drei Kindern.

1983 kehrte sie mit ihrer Familie in ihre Heimat nach Rütihof zurück und fasste hier schnell wieder Fuss. Das intensive Interesse an ihrer Umwelt, den Menschen und deren Probleme bildete die Grundlage, auf der die vorliegende Schrift entstehen konnte.

Der Autorin gebührt unser aufrichtiger Dank. Wir wünschen den farbig geschilderten Aufzeichnungen eine möglichst breite Leserschaft.

Chronikgruppe Rütihof

Titelbild:
Kirchgasse mit Kapelle, Kaplanei, Hof "Neuhüsler Sepp", Hof Eicher, rechts alte Zehntenscheune, etwa 1950,
Quelle unbekannt

Vorwort

Der vorliegende Bericht über die Familien- und Dorfgeschichte von Rütihof ist in Zusammenarbeit mit meiner Mutter entstanden.

Die Idee dazu gab mir eine Zusammenkunft der "Dorfchronikgruppe", wo wir uns gewahr wurden, dass nicht mehr viele Leute leben, die aus der Zeit vor und während des 2. Weltkrieges selber berichten können. Mich interessierte vor allem das Zusammenleben im Dorf und dann die Rolle der Frauen. Ich bin so immer wieder auf meine eigenen Wurzeln gestossen.

Dann fand ich die Zusammenhänge zum "politischen Leben" dieser Zeit sehr spannend.

Natürlich ist der Bericht geprägt von der Wahrnehmung meiner Mutter und zum Teil meiner eigenen Interpretation. Gerade dieses "Authentische" war mir jedoch wichtig.

Bald einmal ist bei mir auch die Frage aufgetaucht, wie weit ich andere Geschichten oder Verwandte und andere Personen noch ausführlicher in den Bericht einbeziehen soll. Diese ändern "Blickwinkel", zum vielleicht gleichen Geschehen, wären sicher auch interessant, hätten jedoch von der Fülle her meinen Bericht gesprengt.

Vieles, was ich in dieser Familiengeschichte beschreibe, hat sich sicher ähnlich auch in anderen Familien und Dörfern zugetragen, so dass sie als ein Beispiel zur Beschreibung dieser Zeit verstanden werden kann.

Ich hoffe, dass ich mit diesem Bericht niemandem zu nahe trete und danke allen, die mir irgendwie behilflich waren.

Am meisten freue ich mich darüber, dass ich noch das Glück hatte, mit meiner Mutter diese Geschichte entstehen zu lassen.

Rütihof, im Juli 1990

Margot Fempel-Anner

Inhaltsverzeichnis

Die Jugendjahre meines Vaters.....	5
Mein Grossvater und die Jugendjahre meines Vaters.....	5
Gesamtschule Rütihof und ein Beispiel zur Schulgeschichte.....	5
Die Lehrzeit meines Vaters, Esperanto und Bundesrat Motta.....	6
Die Jugendjahre meines Vaters und von Onkel Heinrich.....	7
Wie mein Vater Bauer wurde.....	8
Die Dreissiger Jahre und die Auswirkungen auf das Leben meiner Eltern.....	9
Die grosse Arbeitslosigkeit und ihre Auswirkungen auf die Bauern.....	9
Mein Vater und die Politik.....	10
Die Politik meines Grossvaters mütterlicherseits und ein weiteres Beispiel zur Schulgeschichte.....	10
Verlobungszeit meiner Eltern, Politik und Heirat.....	11
Meine Mutter und ihr Weg von der Arbeiterin zur Bäuerin.....	12
Das Leben einer Bauersfrau in Rütihof während der Kriegsjahre... 12	
Infrastruktur im Dorf.....	12
Jenische, Arbeitslose und Hirten.....	13
Waschen, Kochen, Gebären, Feldarbeit, Knechte und Mägde.....	13
Zweite Mobilmachung und das Militärleben.....	16
Anbauschlacht Wahlen.....	17
Internierte in Dättwil und Rütihof.....	18
Ende des Krieges.....	18
Die Zeit nach dem Krieg.....	19
Weitere harte Jahre für die Landwirtschaft.....	19
Das Ekzem meiner Schwester und der Einfluss meiner Grossmutter mütterlicherseits.....	19
Die Schwestern und Brüder meines Vaters.....	20
Der Stammbaum aus Deutschland.....	21

ANDERE ZEITEN IN RÜTIHOF

Die Geschichte meiner Eltern 1920 - 1950

Die Jugendjahre meines Vaters

Mein Grossvater und die Jugendjahre meines Vaters

Soeben habe ich die Denkschrift von Beat Kreider «Erinnerung an die fortschrittliche Entwicklung der Schul- und Kapellengemeinde Rütihof 1897 - 1922» beiseite gelegt. Darin werden kurz die wichtigsten Ereignisse des Dorfes seit zirka Mitte des letzten Jahrhunderts aus seiner persönlichen Warte beschrieben, z.B. die Umstellung von Stroh- auf Ziegeldächer, Gründung und Entwicklung der Schützengesellschaft, Einführung der Wasserversorgung und des elektrischen Lichts, erstes Postbüro und – natürlich als grosser Anlass zur Denkschrift – Der Kapellenbau und die Friedhofgründung. Hier beginne ich mit der Beschreibung des Lebens meines Grossvaters und meines Vaters.

Aus dem Verzeichnis der Gemeindebehörden von Beat Kreider geht hervor, dass mein Grossvater Heinrich Anner zu jener Zeit Schulgutsverwalter und Ortsschreiber war. 1922 erreichte mein Vater Emil gerade das 15. Lebensjahr.

Er war der zweitälteste Sohn und hatte im ganzen sechs Geschwister. Jeden Tag fuhr er mit dem Velo nach Mellingen an die Bezirksschule, was seinem Vater anfangs gar nicht gefiel. Dieser war sehr stolz auf Heinrich, seinen Erstgeborenen, der schon eine Zeichnerlehre bei BBC in Baden begonnen hatte und nach Aussage von Direktor Zubler – einem alten Bekannten und treuen Obst- und Kartoffelkunden, der auch gerne am Sonntag auf einen Spaziergang in Rütihof vorbeikam – wohl die Fähigkeit gehabt hätte, später das Technikum in Winterthur zu besuchen. Der Lebensweg von Heinrich stand also schon ziemlich fest. Umso mehr war der Vater dagegen, dass Emil eine ähnliche Laufbahn einschlagen würde, denn einer musste ja den Bauernhof übernehmen, das war schon immer so gewesen. Wenn der Älteste dafür nicht mehr in Frage kam, dann der Zweitälteste.

Gesamtschule Rütihof und ein Beispiel zur Schulgeschichte

Wer Bauer werden wollte, brauchte keine lange Schulbildung. Das Bauernhandwerk lernte man am besten bei der täglichen Mitarbeit auf dem Hof. Immer mehr musste Emil auf dem Feld und im Stall helfen, am Morgen früh schon den Mist ausbringen, Kühe melken – und kaum kam er mittags von der Schule zurück, ging es im gleichen Stil weiter. So hatte es ihm der Vater verboten, sich für die Aufnahmeprüfung in die

Sekundar- oder Bezirksschule anzumelden. Er besuchte deshalb weiter die Gesamtschule in Rütihof bei Herrn Wicki, der sich zwar beim Vater für ihn eingesetzt hatte, doch ohne Erfolg. Der Lehrer hatte es im Grunde gar nicht ungern, wenn in den oberen Klassen ein Zugpferd vorhanden war, das ihm etwas zur Hand ging, wenn er sich gerade mit den ABC-Schützen beschäftigte oder die Fünftklässler auf die Prüfungen vorbereitete.

Das Unterrichten war harte Arbeit, musste der Lehrer doch jeden Tag versuchen, die rund 50 Schüler für den Stoff zu begeistern und möglichst wenig Unruhe aufkommen zu lassen. Es gab Tage, da wollte es ihm einfach nicht gelingen, die ganze Bande im Zaum zu halten. Da hätte er manchmal lieber seinen Beruf an den Nagel gehängt und wäre, wie die ärmsten der Väter seiner Schüler, als Strassen- oder Waldarbeiter arbeiten gegangen. Doch im grossen und ganzen mochte er seine Schüler und begriff manchmal schon, wenn der Josefli oder das Anneli nicht aufpassten, weil sie noch müde waren vom gestrigen Heuen oder Dreschen oder wenn sie in Gedanken abwesend da sassen und ein sorgenvolles Gesicht machten, weil die Mutter krank oder sogar ein Geschwister gestorben war.

Der Höhepunkt des Schullebens war jeweils das mündliche Examen, an dem sich der Inspektor und die Behördenmitglieder ein Bild machen wollten, wie die Klassen im Verlauf des Schuljahres gearbeitet hatten. Als mein Vater Emil die sechste Klasse abschloss, erschien wie immer der Inspektor, der gleichzeitig Rektor der Bezirksschule Mellingen war. Es fiel ihm auf, dass immer Emil die Antworten gab, wenn sie niemand wusste, egal an welche Klasse die Frage gestellt worden war. So fragte er mit der Zeit den Lehrer, wieso dieser Bursche nicht in die Bezirksschule eingetreten sei. Als er hörte, dass sein Vater ihm verboten hatte, an der Prüfung teilzunehmen, sagte er zu Emil, er solle sich ein Fahrrad organisieren und ab morgen in die Bezirksschule kommen, die Prüfung habe er schon bestanden. Das geschah dann auch, die ersten drei Wochen heimlich und dann offiziell. Sein Vater getraute sich nicht mehr, sich einzumischen, weil er sonst sein Gesicht verloren hätte.

Die Lehrzeit meines Vaters, Esperanto und Bundesrat Motta

Die Unterdrückung der Wünsche meines Vaters ging nach der Schulzeit jedoch weiter. Nach der Bezirksschule durfte er keine Lehre absolvieren. Es stand zwar fest, dass er bei BBC arbeiten würde, weil die Familie froh war um seinen Lohn, den er voll zuhause abgeben musste. Doch hatte er wiederum Glück, als Gehilfe des einzigen Werkfotografen bei BBC angestellt zu sein. So lernte er auch Fotos zu machen und zu entwickeln und konnte die Schweiz bereisen, um die Bahnen zu fotografieren, die in den Werkstätten der BBC hergestellt worden waren. Er durfte für sich selbst auch immer einen Abzug mit nach Hause nehmen und legte sich ein Album davon an, welches heute noch vorhanden ist.

Da ihm eine Lehre verwehrt blieb, besuchte er am Abend verschiedene Kurse des Kaufmännischen Vereins in Baden.

Als ich 17 Jahre alt war (1967) und in den Sommerferien ein Esperanto-Grammatikbuch kaufte und begeistert anfang, meinem Vater von der tollen Idee zu erzählen, die

Ludwig Zamenhof hatte, eine Weltsprache zu entwickeln, damit sich die Völker besser verständigen könnten, musste mein Vater lachen. Genau mit 17 habe er nämlich beim KV in Baden einen Esperanto-Kurs besucht, weil er überzeugt gewesen sei, dass diese Sprache als Werkzeug dienen könne, den Weltfrieden herzustellen. Damals konnte man also sogar Esperanto-Kurse an den Schulen besuchen, was mich sehr erstaunte. Das war im Jahr 1924, als Bundesrat Motta zum Präsidenten der Völkerbundsversammlung gewählt wurde. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich Motta für den Beitritt der Schweiz zur grossen Völkerfamilie eingesetzt und später hat er während zwanzig Jahren die Aussenpolitik unseres Landes massgebend geprägt und weilte als Aussenminister häufig im Ausland.

Ein weiteres interessantes Detail: Der Chauffeur von Bundesrat Motta war ein Cousin meiner Mutter. Da die Strassen zu jener Zeit noch nicht so gut ausgebaut waren, kam es oft vor, dass das Auto unterwegs repariert werden musste. Das bereitete Onkel Hans, dem gelernten Automechaniker, keine Schwierigkeiten. Er verehrte übrigens den volksnahen Bundesrat sehr. Ich kann mich noch gut an Onkel Hans erinnern, weil er mir einen Teddybären (so genannt nach dem damaligen amerikanischen Präsidenten Teddy Roosevelt) schenkte, als ich ihn mit meinen Eltern 1955 in Bern besuchte.

Die Jugendjahre meines Vaters und von Onkel Heinrich

Mit Heinrich, seinem älteren Bruder, kam mein Vater zum Glück sehr gut aus. Dieser war viel am Basteln, konnte gut singen und hatte auch sonst immer lustige Ideen. Eines Tages schleppte er einen Lautsprecher nach Hause, und nach ein paar Wochen war das Radio fertig. Es war fast so gross wie ein Klavier. Man konnte damit Musik und vor allem die Nachrichten hören. Am Abend wurden oft Hörspiele gesendet. Das Radio war den jungen Männern «das Fenster zur grossen Welt». Es gab ihnen die Möglichkeit, sich über die politische Situation in Europa, Russland und der ganzen Welt zu informieren.

Onkel Heinrich entwickelte noch verschiedene Hobbies, die ihm bis ins hohe Alter geblieben sind, so z.B. das «Ruten -Gehen».

Von einem französischen Mönch kam ihm ein Buch zu diesem Thema in die Hand. Er bastelte sich eine Stahlrute, und tatsächlich – die Rute fing an, an bestimmten Stellen im und ums Haus auszuschiessen – und wenn er den Richtungen folgte, so kam er zum Sodbrunnen, der vor der Wasserversorgung neben dem Haus Jahrzehntelang benützt worden war. Er wurde sich seiner Fähigkeit bewusst und versuchte, sie auszubauen. Dies konnte er erst ungestört tun, wenn die Eltern und seine Geschwister schlafen gegangen waren, weil er sonst in Verruf gekommen wäre. In den späteren Jahren hat er die unterirdischen Wasserläufe vom Rohrdorferberg bis in die Reuss und vor allem zur Lindmühle ausgekundschaftet. Er konnte auch ziemlich genau sagen, wie viel Wasser in welcher Tiefe durchfloss. Auf dem Hasenberg wurde mit seiner Hilfe eine Quelle angezapft, und vor ein paar Jahren benannte man ihm zu Ehren einen Brunnen (Heiris Brunnen).

Onkel Heiri und mein Vater lernten auch Autofahren und kauften sich am 28. August 1931 für CHF 370.00 ein Auto, Marke «Rugby» von G. Schütz, Radiogeschäft in Wet-

tingen. Dies war ein Ford. Er diente später als Traktor – bis 1957 – und war im Dorf als «Garbeseiltraktor» bekannt, weil er mit Garbenseilen zusammengehalten wurde, damit er nicht auseinander fiel!

Mit diesem Auto hatten die beiden die Möglichkeit, am Wochenende in die Umgebung auf den Tanz zu fahren, so auch an die «Meitli-Sunntige» ins Freiamt oder ans «Brötli-Examen» nach Lupfig. Meistens kamen ein paar katholische Kollegen von Rütihof mit, egal, ob reformierte oder katholische Anlässe besucht wurden. – Doch ganz klar war immer, dass zum Heiraten nur eine Frau der gleichen Konfession in Frage kam.

Diese Ausflüge mussten immer sehr lustig gewesen sein. Die jungen Männer hatten dabei nicht nur die Mädchen im Auge, denn einmal seien sie im Birrfeld über Stock und Stein einem Hasen nachgefahren!

Onkel Heinrich war auch ein begeisterter Modellflugzeugbastler. Zwischen 1942 und 1945 entwickelte er die Kompasssteuerung für Modellflugzeuge. Dieses Prinzip fand dann auch bei den Linienflugzeugen Verwendung. Eine weitere Erfindung war ein Stufenschalter für Lokomotiven, welchen er vor allem für die Gotthardlokomotive entwickelte. Die Patente verkaufte er der BBC, wo er bis zur Pensionierung arbeitete.

Doch zurück zu den Jugendjahren und der Lehrzeit meines Vaters:

Ein weiterer Stein des Anstosses für den Grossvater bestand darin, dass Onkel Heinrich mit meinem Vater in Baden einen Tanzkurs besuchen wollte und ihm diesen auch noch bezahlte. Der älteste Sohn musste ja gute Umgangsformen lernen für den Verkehr in feineren Gesellschaften. Für meinen Vater jedoch war der Besuch eines Tanzkurses völlig überflüssig und brachte ihn zudem vom «richtigen» Weg ab. So griff der Grossvater einfach zum Hammer und schlug bei den hoch geschnürten Schuhen meines Vaters ein paar Nägel ein, damit sie zum Tanzen ungeeignet wurden (fast wie im Märchen). Doch das fruchtete natürlich nichts - denn eine Zange hatten die Söhne schnell zur Hand, um die Nägel wieder herauszuziehen – und ab ging's nach Baden.

Mit der Zeit war mein Vater nicht mehr bereit, eine solche Behandlung zu akzeptieren; bald wurde er ja volljährig. Die beiden Brüder hegten deshalb die Absicht, auf diesen Zeitpunkt hin in Baden gemeinsam eine Wohnung zu mieten. Meinem Vater war es jedoch nicht ganz wohl bei dieser Angelegenheit. Er ging zu Direktor Zubler und bat ihn, mit seinem Vater zu reden, damit dieser seine ungerechte Haltung seinem Sohn gegenüber aufbebe.

Wie mein Vater Bauer wurde

Zu diesem Gespräch kam es jedoch nicht mehr. Mitten in der Nacht kam der Grossvater von der Jagd zurück und klopfte an die Haustüre. Er wollte, dass nur mein Vater ihm öffne. Er ging in die Stube, setzte sich auf die Kunst und bat seinen Sohn um Verzeihung für seine Haltung ihm gegenüber.

Am anderen Tag musste er ins Spital eingeliefert werden und ist dort an den Folgen einer Bauchinfektion gestorben.

Mein Vater begab sich daraufhin mit der betrüblichen Nachricht zu BBC-Direktor Zubler. Dieser riet ihm in der ernstesten Situation, Bauer zu werden und den Hof weiterzuführen.

ren, damit die Familie beisammen bleiben könne. Seine zwei jüngsten Geschwister waren nämlich erst 4 und 9 Jahre alt und seine 3 Schwestern zählten 17, 16 und 13 Jahre. Onkel Heiri besuchte das Technikum in Winterthur und hatte andere Pläne.

Zuerst musste mein Vater im Sommer jedoch noch die Rekrutenschule absolvieren. Ein Nachbar sprang in dieser Zeit ein und erledigte für ihn die anstrengendsten landwirtschaftlichen Arbeiten, und dann ist mein Vater also Bauer geworden, nicht aus Berufung, sondern weil ihm die familiären Umstände keine andere Wahl liessen.

Dank dieser Erfahrung hat mein Vater immer wieder betont, seine Kinder könnten lernen, was ihnen gefalle. Er machte uns in dieser Beziehung nie Vorschriften. Auch seine jüngeren Geschwister genossen in der Folge eine andere Erziehung. Natürlich gab es dennoch viele Zwänge, da der Hof wie bei fast allen Landwirten in Rütihof sehr verschuldet war. Auch mein Vater hat solche Schulden vom Grossvater übernommen. In guten Jahren war es möglich, die Zinsen im Frühling und im Herbst zu bezahlen. Wenn man Glück im Stall hatte, so konnte man auch durch den Verkauf der Milch oder von Kälbern etwas Gewinn erzielen. Doch der grösste Teil davon wurde sofort wieder für Schuhe, Kleider, Medikamente, neue Werkzeuge u.a. aufgebraucht. Zu jener Zeit waren die Schulgemeinden am wohlhabendsten und gaben Darlehen an die verschuldeten Bauern. Von dieser Möglichkeit hat mein Vater dankbar Gebrauch gemacht. Der Schuldbrief der Schulgemeinde Rütihof wurde erst 1962 abgelöst, als wir das erste Landstück verkauften.

Die Dreissiger Jahre und die Auswirkungen auf das Leben meiner Eltern

Die grosse Arbeitslosigkeit und ihre Auswirkungen auf die Bauern

In den 30er Jahren herrschte eine verbreitete Arbeitslosigkeit; auch war man sich bewusst, dass Hitler sehr wahrscheinlich zu einem Krieg rüstete. Von der Arbeitslosigkeit waren auch die Bauern von Rütihof und Umgebung indirekt betroffen. Sie hatten Mühe, ihre landwirtschaftlichen Produkte zu einem angemessenen Preis zu verkaufen. Wohl war man Selbstversorger, doch da die meisten Bauern sehr verschuldet waren, diente der Erlös aus dem Verkauf vor allem für die Zahlung der Zinsen. Auch die Kinder mussten zuhause mithelfen, und sobald sie aus der Schule kamen, war man froh, wenn sie etwas Geld mitverdienen konnten. Nicht selten wurden in der Umgebung Höfe versteigert, was jedesmal eine Katastrophe für diese Familien bedeutete. Mein Vater beteiligte sich in grossem Ausmass am Organisieren von Sammeltransporten aus dem Reusstal auf den Markt nach Zürich. Man mietete gemeinsam einen Camion und fuhr in der Nacht von Hof zu Hof und am frühen Morgen dann auf den Markt. Viele Landwirte konnten jedoch kaum überleben und mussten sich noch mehr verschulden. Die meisten waren froh um einen Nebenverdienst im Winter als Strassen- oder Waldarbeiter. Andere verdienten sich als Metzger oder Coiffeur etwas Geld dazu. Indem man sich gegenseitig aushalf, brauchte man keine auswärtigen Arbeitskräfte anzustellen und zu bezahlen.

Der Markt in Baden spielte eine bedeutende Rolle für die Rütihöfler. Die Bauersfrauen füllten ihre ausgedienten Kinderwagen mit Gemüse und Eiern und machten sich im Morgengrauen auf den Weg nach Baden. Bei der «Hühnersteg», der steilen Steigung zwischen Restaurant Sommerhalde und Dättwil, warteten ein paar Knaben, um den Frauen beim Stossen der Kinderwagen zu helfen, denn der Weg nach Baden war noch weit, und man durfte nicht zuviel Zeit verlieren. Diese Kinder aus den ärmsten Familien konnten sich so einen Batzen verdienen, bevor sie am Morgen in die Schule gingen.

Vor der Gründung der Milchgenossenschaft nahm mein Grossvater am Morgen die Milch entgegen und brachte sie auf einem Bockwagen, der von einem Pferd gezogen wurde, nach Baden. Auf dem Heimweg kehrte er nicht selten in der Sommerhalde ein. Wenn das Pferd zu lange warten musste, trottete es von selber mit dem Wagen nach Hause, und der Grossvater musste dann den Heimweg zu Fuss antreten.

Da sich nicht jeder Bauer eigene Maschinen leisten konnte, schaffte man sich einige gemeinsam an, so z.B. eine Sähmaschine, eine Hackmaschine oder später eine Kartoffelsetzmaschine. Die 1924 gegründete Milchgenossenschaft hat sich so allmählich zu einer landwirtschaftlichen Genossenschaft erweitert.

Mein Vater und die Politik

Mein Vater gehörte zu jener Zeit der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei an. Man hatte einen gewissen Stolz, Bauer zu sein, obwohl in Rütihof eigentlich keine richtigen Grossbauern wohnten. Rütihof war in der Mehrheit von Katholiken bewohnt gewesen, und diese gehörten, wenn überhaupt, eher der Katholischen Volkspartei an.

Da Rütihof mit Dättwil und Münzlishausen eine politische Gemeinde bildete, hatten sich die Anners, die manchmal die einzigen Reformierten in Rütihof waren, schon immer mit den vorwiegend reformierten Dättwilern, den Renolds und Obrists, zu denen zum Teil auch verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, zusammengetan. Aus diesen Familien gingen immer wieder Politiker hervor, und ein Renold ist sogar Bundesrichter in Lausanne geworden.

Mein Vater half beim Wahlkampf Flugblätter aufhängen und verteilen. Er wurde später auch ein- oder zweimal als Grossrat vorgeschlagen, doch er blieb vor allem Dorfpolitiker.

Die Politik meines Grossvaters mütterlicherseits und ein weiteres Beispiel zur Schulgeschichte

Die Politik hatte damals einen ziemlich grossen Stellenwert. Das musste auch meine Mutter während ihrer Schulzeit erfahren. Sie wuchs in Lupfig mit 4 Geschwistern auf. Ihr Vater arbeitete in Brugg in den SBB-Werkstätten. Zur Verbesserung ihres Lebensunterhalts hielten sie sich drei Kühe.

Die ersten 4 Jahre war Fräulein Barth, die Autorin des kantonalen Erstklass-Lesebuches, Lehrerin meiner Mutter. Diese ging gern zur Schule und hatte meistens das beste Zeugnis in ihrer Klasse. Das änderte sich dann abrupt in der 5. Klasse, als sie zu Lehrer Hartmann in die Schule kam. Ihm gehörte auch einer der grössten Bauernhöfe

in Lupfig. Er meinte, meine Mutter sei zu gescheit für ein «armes Sozi-Mädchen» und gab ihr einfach schlechte Noten. Auch wenn sie fast alles richtig hatte, behauptete er, sie habe es den andern abgeschrieben, sogar wenn diese es falsch hatten! So hatte meine Mutter keine Chance, die Bezirksschule zu besuchen. Ihr Vater war Präsident der Sozialdemokratischen Partei Birr-Lupfig und Umgebung geworden, und das war der wirkliche Grund für die schlechten Noten.

Im Verlauf der 6. Klasse unterrichtete ein Aushilfslehrer. Dieser mochte dieses Spiel nicht mitmachen und gab ihr wieder gute Noten. Obwohl ihr Vater und auch der Aushilfslehrer den Lehrer Hartmann zur Rede stellten, gab dieser seine Haltung nicht auf, und offiziellen Rekurs dagegen machte niemand.

Verlobungszeit meiner Eltern, Politik und Heirat

Nachdem mein Vater 1933 meine Mutter (auf dem Tanz) kennengelernt hatte, fuhr er oft mit dem Velo nach Lupfig, um sie zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit traf er seinen zukünftigen Schwiegervater, und da beide das «Politisieren» nicht lassen konnten und verschiedene Vorstellungen entwickelt hatten, wie die politischen Zu- oder Missstände in der Schweiz und in der Welt zu verbessern seien, ob liberalistisch oder sozialistisch, bekamen sie einmal so heftig Streit, dass mein Vater sich aufs Fahrrad setzte und davonfuhr. Dabei rief er aus, dass er dieses Haus nie mehr betreten werde ... es kam dann aber anders!

Mein Vater war da und dort als Hitzkopf bekannt, und so seien einmal bei einer Bauernversammlung, an der er eine Rede hielt, ein paar, die anderer Meinung waren, aus dem Fenster geworfen worden.

Obwohl die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei sich nach dem ersten Weltkrieg von der Liberalen Partei abgespalten hatte, war sie als bürgerliche Partei dem Liberalismus zugetan. Als «ärmerer» Bauer, verlobt mit einer Frau aus dem «sozialistischen Lager», kannte mein Vater sehr gut auch die sozialistischen Ideen. So hat er zu jener Zeit einen Vortrag gehalten mit dem Titel: «Sozialistischer Liberalismus oder liberalistischer Sozialismus?». Er vertrat dabei den ersten Standpunkt, auch als ich in der Kantonschule das erste Mal von diesen Ideen hörte und mehr zur zweiten Überzeugung neigte.

Meine Mutter, Rosa Leutwyler, hat 1937 meinen Vater geheiratet und ist deshalb nach Rütihof gezogen. Meine Eltern hatten ihre Heirat um etwas mehr als ein Jahr verschoben, weil 1936 der Vater meiner Mutter starb und das gesparte Geld meiner Mutter für ihre Familie gebraucht wurde. Im gleichen Jahr war auch, als letzte Massnahme zur Bekämpfung der Wirtschaftskrise, der Franken um 30% abgewertet worden.

So war meine Mutter froh, vor der Heirat in der Fabrik noch etwas Geld für die Aussteuer verdienen zu können. Vieles hat sie auch selber genäht, gestickt, gehäkelt oder gestrickt.

Meine Mutter und ihr Weg von der Arbeiterin zur Bäuerin

Meine Mutter arbeitete zu jener Zeit schon 4 Jahre in der Schuhfabrik Bally in Dottikon, die damals viele schweizerische Militärschuhe herstellte. Sie hatte 90 Rp. Stundenlohn. Vorher war sie in einer Strickerei in Brugg angestellt gewesen. 1929/1930 hatte sie 2 Jahre im Welschland verbracht. Als sie nach Rütihof einheiratete, war sie 25 Jahre alt. Hier wohnten noch die jüngeren Geschwister meines Vaters und seine Mutter. Diese konnten sich mit der Veränderung in ihrem Familiensystem nicht so leicht befreunden und machten meiner Mutter das Leben nicht gerade leicht. So musste meine Mutter den Schwestern meines Vaters, die in die Lehre gingen oder in der Fabrik arbeiteten, am Anfang noch die Schuhe putzen, obwohl sie auf dem Bauernhof sicher genug Arbeit hatte. Sie lernte aber in dieser Zeit auch die Kühe melken, was ihr während der darauf folgenden Kriegsjahre oft zugute kam, da mein Vater sehr lange im Militärdienst war.

Am 1. Mai 1939 kam mein Bruder Emil zur Welt (kurz vor Ausbruch des 2. Weltkrieges).

Das Leben einer Bauersfrau in Rütihof während der Kriegsjahre

Mobilmachung

Im September 1939 fand die Mobilmachung statt. Die meisten Männer von Rütihof mussten sofort einrücken. Gleichzeitig kam eine Kompagnie nach Rütihof. Dies hatte grosse Auswirkungen auf die dörflichen Strukturen.

Neben allen andern Problemen gab es für ein paar Rütihöfler, die frühmorgens nach Baden einrücken wollten, bei Eichers Haus schon die erste Ueberraschung. Dort hatten nämlich ein paar Soldaten bereits die Strasse mit einem Stacheldraht gesperrt. Die Einrückenden haben dies im Eifer nicht gesehen und sind darübergestürzt.

Die Kompagnie in Rütihof und eine aus Dottikon bauten in der Bündt Stellungen und Bunker, und die Rütihöfler durften dort nur noch mit Ausweisen ihr Land betreten. Neben unserem Haus wurde eine Militärküche eingerichtet. Die Rütihöfler Kompagnie baute auch ein unterirdisches Lazarett in den Hang hinter der Sommerhalde, und das Essen wurde den Soldaten von hier aus gebracht. Das 1937 erbaute alte Schulhaus bei der Kapelle und teilweise auch noch das bestehende Schulhaus dienten als Militärunterkunft. Die Kinder mussten während dieser Zeit im Sonnengüetli zur Schule gehen.

Infrastruktur im Dorf

Die Infrastruktur im Dorf wurde grösstenteils von den Frauen aufrechterhalten. Meine Mutter führte die Milch- und die Schützenkasse. Die Abrechnungen erledigte sie am Abend. Der 1937 erneuerte Schützenstand von Rütihof fand grossen Anklang. Die in Fislisbach einquartierte Kompagnie kam auch hierher zum Schiessen. Sie bezahlte pro

Schuss 2 Rp. an die Schützengesellschaft Rütihof. Alle zehn Tage musste sie mit meiner Mutter abrechnen. Ein Bankierssohn aus Luzern, der hier während der ersten Zeit den Militärdienst verbrachte, anerbote meiner Mutter, bei den Abrechnungen behilflich zu sein, wenn er dafür ein Spiegelei mit Butter bekam.

Jenische, Arbeitslose und Hirten

Manchmal kamen auch Jenische vorbei, um Scheren zu schleifen oder geflochtene Körbe zu verkaufen. Im Verlauf der Jahre kannte man einige besser. Doch während der Kriegszeit gab es auch sehr arme Leute, die keine Wohnung mehr hatten und aufs Betteln angewiesen waren. Ein jüngerer Bursche mit zerschlissenen Hosen und ausgetretenen Schuhen kumpierte hie und da in der Kiesgrube im Rötlerholz. Er hatte ein Pfännchen bei sich, in dem er im Wald etwas braten konnte. Meine Mutter gab ihm oft Fett und Eier und etwas Most. Man erzählte, er käme von Mägenwil oder Nesselbach und habe dort eine Scheune, wo er im Winter übernachtete.

Eines Nachmittags hatte meine Mutter gerade die Zahltagssäckli für die 30 Bauern auf dem Tisch in der Stube aufgereiht und, weil es Sommer war, das Fenster geöffnet. Plötzlich stand dieser Bursche mit einem Kollegen vor dem Fenster. Meine Mutter erschrak, weil die Arbeitslosen die bereitgestellten Löhne wahrnahmen. Sie sagten ihr, sie würden das Geld nicht anrühren, und wenn sie ihnen Most im Keller hole, schön brav auf dem Bänkli neben dem Haus warten. Meine Mutter war sich des Risikos bewusst, vertraute ihnen jedoch, und als sie die Kellertreppe hinaufkam, sassen die beiden wirklich immer noch schön brav auf dem Bänklein.

Im Winter zog auch immer ein Hirte mit einer Herde Schafe vorbei. Diese kamen aus dem Tessin und durften die Winterwiesen abgrasen. Sie übernachteten manchmal im Wald hinter dem Schulhaus, und die Hirten holten bei meinen Eltern Stroh für das Nachtlager.

Waschen, Kochen, Gebären, Feldarbeit, Knechte und Mägde

Damit sich die Leser das Leben und die Arbeit dieser Frauen besser vorstellen können, möchte ich etwas weiter ausholen und beschreiben, wie man in dieser Zeit haushaltete und lebte.

Vieles, was heute mit der Maschine geschieht, wurde damals noch von Hand gemacht. Die Wäsche wurde am Abend in grosse Zuber eingelegt und am andern Tag mit Kernseife am Waschbrett gewaschen, im Sommer draussen, im Winter in der Küche. Herr Speck aus Brugg kam eigens mit Schmier- und Kernseife im Anhänger mit dem Fahrrad ein paar Mal pro Jahr von Haus zu Haus. Die Windeln wurden am Abend in einem kleinen Häfeli über dem Feuerherd gekocht. Da mein Vater nicht den ganzen Sold brauchte, kaufte er davon einen grossen Waschherd, den man mit Holzscheiten heizen konnte. In den späteren Jahren mieteten Frau Notter, die Nachbarin, und meine Mutter manchmal eine transportierbare Waschmaschine aus Mellingen. Die Wäsche musste aber dennoch von Hand ausgewrungen werden. Im Winter trocknete man sie am Ofen in der Stube, und im Sommer spannte man Seile von Baum zu Baum als Wäscheleine

(Die erste Waschmaschine erhielt meine Mutter ca. 1960 als Geschenk von einer Schwägerin, für die sie die Wäsche ebenfalls besorgte).

Der Menüplan war nicht so abwechslungsreich wie heute. Im Winter wurde ein Schwein geschlachtet. Nach der Mobilmachung wurden die Nahrungsmittel rationiert, und man bekam ,Nahrungsmittelkarten mit bestimmten Marken, die beim Kauf abgegeben werden mussten. Für das Schlachten eines Schweines mussten die Bauern um eine Bewilligung bei der Gemeindekanzlei Dättwil nachsuchen. Fleisch- und Fettmarken bekamen sie dann keine mehr.

Vom Schwein wurde ziemlich alles, was möglich war, verwertet. Die Därme dienten damals als Häute für die Würste: Es gab Blut- und Leberwürste, Brat- und Rauchwürste. Da noch keine Tiefkühltruhen existierten, gab man einen Teil der Würste an die Nachbarn weiter und bekam von ihrer «Metzgete» dann wieder einen Teil, manchmal wurden auch Verwandte berücksichtigt. In jedem Bauernhaus befand sich im Estrich eine Rauchkammer. Schinken, Schüfeli und grössere Fleischstücke hängten die Bauern in den Rauch, um sie haltbar zu machen. Das Fett wurde ausgekocht und in flüssigem Zustand in Steinguthäfen abgefüllt. Die Kinder freuten sich auf die «Grüben», die festen Reste in der Pfanne, die gern mit etwas Salz gegessen wurden. Der Speck kam zuerst für 10 bis 14 Tage in eine Beize in einen grossen Zuber im Keller, bevor er auch ins Rauchhäuschen gehängt wurde.

Jede Familie bereitete auch selber Sauerkraut für den Winter aus geschnetzelter Rüb- und Kabis zu. Lauch, rote Rüb- und Kabis, Kohlraben, Zwiebeln und Sellerie lagerten meine Eltern in einer gedeckten Grube neben dem Haus ein. Man legte Stroh und Erde dazwischen, um die Kälte abzuhalten. Dörrbohnen und getrocknete Apfel- und Birnenschnitze und Nüsse dienten als weitere Nahrung im Winter, dann auch in Gläser haltbar gemachte Zwetschgen und Kirschen und natürlich Konfitüre aus allerlei Früchten. Meine Mutter stellte auch verschiedene Sirupsorten zum Verdünnen mit Wasser her, vor allem aus Holderbeeren und später Melisse. Sogar der Hustensirup wurde selber produziert aus Kandiszucker, «Märzenblümchen», Wägerich, Tannenspitzen und verschiedenen andern Kräutern.

Abwaschröge für das Essgeschirr existierten noch kaum. Meistens war nur ein kleines Brünneli in der Küche vorhanden. Das Geschirr wurde in einem Becken auf einem Stuhl oder einer Bank abgewaschen und zum Trocknen auf den Küchentisch gelegt. Das Abwaschwasser wurde als Tränke für die Schweine weiterverwendet. Aus einer Quittung für das Jahr 1940 geht hervor, dass der Wasserzins pro Küchenhahn CHF 15.00, Stallhahn CHF 6.00 und pro Stück Vieh CHF 1.00 betragen hat.

Um die Jahrhundertwende sind in einigen Familien noch Holztische mit Vertiefungen anstelle von Tellern gebraucht worden, und später ass man z.B. Haferbrei auch noch gemeinsam aus dem gleichen Topf. WC's mit Spülung existierten nur in den Stadtwohnungen, und in Rütihof waren «Holzhäuschen» am oder neben dem Haus noch bis in die 60er-Jahre in Gebrauch. Die Häuser waren schon überall elektrifiziert, jedoch in den Ställen wurden noch ziemlich lange Zeit Petrollampen gebraucht oder auch in der Scheune oder im Schöpf, z.B. beim Mosten am Abend. Ueberhaupt gab es viele saisonbedingte Arbeiten, die sich manchmal bis über Mitternacht hinstreckten, wie z.B. Heu

oder Stroh abladen oder im Winter Getreide dreschen. Gerade für solche Arbeiten konnten die Bauern im Aktivdienst einen Urlaub, meistens von 10 Tagen, beantragen. Es standen ja nie alle Schweizer Männer gleichzeitig im Einsatz. Je nach Gefahrenlage und familiären und wirtschaftlichen Umständen wurde mit den Urlauben von der Armeeleitung aus geschickt operiert.

Meine Mutter beherrschte das Traktorfahren, doch viele Arbeiten verrichtete man noch mit den Zugkühen, wie Pflügen, Gras, Heu oder Garben auf den Feldern holen. Das Gras wurde vielfach noch mit der Sense von Hand geschnitten. Dafür stand der Bauer am Morgen sehr früh auf, damit das Gras nicht zu warm wurde und die Kühe nicht blähte. Um das Stroh zusammenzubinden, verwendete man Garbenseile, auf die man zuerst in Häufchen Ähren legte. Das habe ich als kleines Kind noch so erlebt. Ich musste immer vorausgehen und die Garbenseile auf den Boden legen. Das konnte drei Tage hintereinander dauern, von morgens bis abends. Es gab wohl niemand, der bei dieser Arbeit nicht Blasen an den Händen bekommen hätte.

Obwohl eine kleine Dreschmaschine und eine Windrelle vorhanden waren, bedeutete das Dreschen im Winter harte Arbeit. Die Nachbarn halfen sich dabei gegenseitig während ein paar Tagen. Zuerst wurde der Sommerweizen gedroschen, dann folgten Roggen, Gerste und Hafer (vor allem für Schweine- und Kuhfutter), schliesslich verschiedene Gänge für das Korn.

Auch Gülle und Mist mussten regelmässig auf die Felder ausgeführt und der Mist verzettelt werden. Fast alle Arbeitsvorgänge beim Heuen, die heute von der Maschine übernommen werden, wurden noch von Hand ausgeführt. Deshalb ist es verständlich, dass damals ein grosser Teil der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt war als heute.

Ohne Hilfe war es für meine Mutter fast unmöglich, den Hof zu bewirtschaften, und geeignete Knechte waren rar.

So kam zuerst ein ehemaliger Grossbauer, der seinen Hof vernachlässigt und den Lohn teilweise in Alkohol umgesetzt hatte. Er war ein lieber Mensch, konnte dem Alkohol von Zeit zu Zeit jedoch immer noch nicht widerstehen. Er kam dann nicht nach Hause, so dass meine Mutter die schweren Arbeiten selber anpacken und die Kühe melken musste. So wurde er nach ein paar Monaten von meinem Vater entlassen.

Dann folgte ein 17jähriger Bursche aus der Innerschweiz, der mit einer Familie in Rütihof verwandt war. Dieser blieb während der ganzen Kriegszeit, und meine Mutter war sehr zufrieden mit ihm. Er wohnte bis zu seiner Heirat weiter bei uns und arbeitete während dieser Zeit bei der Egro in Rohrdorf.

Eine Nachbarsfrau mit drei kleinen Kindern kam auch regelmässig, um meiner Mutter zu helfen. Meine Mutter war sehr froh darum und gab ihr dafür Naturalien wie Brot, Milch, Eier, Kartoffeln, obwohl das streng verboten war. Doch diese Familie hatte auch kaum das Nötigste zum Leben. Bargeld zum Bezahlen hatte jedoch meine Mutter auch nicht viel. (Diese Frau ist später bei der Geburt des fünften Kindes gestorben.)

Meine 3 Geschwister kamen zu jener Zeit zur Welt: Emil 1939, Hans-Ulrich 1942 und Ruth 1945. Sie alle und auch ich (1950) sind zuhause geboren worden. Hausgeburten

waren in Rütihof noch die Regel. Nur wenige konnten sich eine Spitalgeburt leisten. Die meisten hatten auch noch keine Krankenkasse. Mein Vater hat erst 1945 alle Familienmitglieder bei einer Krankenkasse versichert. Bei einer Geburt kam eine Hebamme und wartete, bis das Kind geboren war. Das dauerte manchmal Tag und Nacht. Nur bei schwierigen Geburten wurde der Arzt gerufen. Die Hebamme nähte auch Risse, obwohl sie das eigentlich nicht tun durfte.

Die Zeit während des Krieges war für die Frauen in vielerlei Hinsicht sehr schwierig. Sie mussten sich um alles selber kümmern. Zudem war der Krieg eine ständige Bedrohung: Sie sorgten sich um das Schicksal ihrer Heimat und um dasjenige ihrer abwesenden Ehemänner.

Zweite Mobilmachung und das Militärleben

Als sich im Mai 1940 an der Grenze zu Frankreich Hitlers Divisionen zusammensetzten, war die Gefahr für die Schweiz am grössten. Die 2. Mobilmachung wurde angeordnet. Die Fenster mussten in der Nacht verdunkelt werden. Mein Vater war in dieser Zeit im welschen Jura stationiert. Die Militärküche neben unserem Haus wurde zusammengezurückt, und die Kompanie in Rütihof musste sich bereitmachen zum Abmarsch. Die Soldaten setzten sich ringsum auf den Mistsockel vor unserem Haus und warteten auf Befehle. Wer ein Radio besass, liess es laut ertönen und machte die Fenster auf, wenn die Nachrichten kamen. Auch die Zivilbevölkerung befand sich in einer gespannten Lage, die wichtigsten Sachen hatte man auch schon bereitgelegt. Im Fall, dass die Deutschen die Schweiz angreifen würden, bestand der Plan, dass die älteren Leute mit den Kindern, die schon eine Erkennungsmarke um den Hals erhalten hatten, mit Fuhrwerken in die Innerschweiz fahren würden. Meine Mutter und die mobileren Frauen und einige Männer wären mit den Fahrrädern gefolgt. Zum Glück traf dieser Fall für die Schweiz nicht ein.

Als mein Vater wieder nach Hause zurückkehrte, erzählte er meiner Mutter, dass Flüchtlinge aus Frankreich von grauenhaften Erlebnissen berichtet hätten. Die Deutschen hätten Kirchen, in die Menschen geflüchtet seien, in die Luft gesprengt und Widerspänstige mit der Zunge an einen Tisch genagelt. Im Glauben, dass solches Tun sich rächen werde, schloss mein Vater, dass Hitler den Krieg verlieren werde.

Weil die Deutschen die wichtigsten Stellungen der Franzosen einfach überrollt hatten, vertrauten die Schweizer nicht mehr voll einem Stellungskrieg, und es wurde vermehrt der Nahkampf geübt. Mein Vater erzählte mir später auch einmal, dass sich bei den Soldaten schnell ein Konsens gebildet habe, wie bei einem Kampf mit den Deutschen vorzugehen sei. Man hätte sich zuerst der eigenen Hauptleute entledigt, denen man auf irgendeine Weise nicht vertrauen konnte. Das waren sich offenbar einige Hauptleute auch bewusst. So hatte sich verschiedene Male ein Hauptmann negativ über die Soldaten geäussert und auch zu meinem Vater sehr abschätzige Bemerkungen gemacht. Als mein Vater dann geehrt wurde, weil er der beste Schütze in der Kompanie war, äusserte er laut, man werde sich dann wohl zuerst einiger vorgefallener Dinge erinnern, wenn es darauf ankomme. Zwei Tage später wurde er in eine andere Kompanie versetzt, weil der Kommandant offenbar Angst bekommen hatte.

Von 1939 bis 1945 verbrachte mein Vater ungefähr zweieinhalb Jahre im Militärdienst. Dreimal konnte er an Weihnachten nicht nach Hause kommen. Das waren die dunklen Zeiten für die Kinder und Mütter, die ohne Väter und Männer in ständiger Ungewissheit und Angst vor dem Kriegsausgang lebten. Die Erinnerung an diese Weihnachten ist für meine Mutter noch heute sehr schmerzhaft!

Als besonderes Geschenk schickte die Mutter meinem Vater mit den gewaschenen Kleidern manchmal ein Stücklein Speck im Militärsäckli, an Weihnachten etwas Rollschinken. Der Appetit auf Reis ist meinem Vater durch die Militärküche völlig genommen worden. Weil die Schweizer Armee diesen schon lange an Lager hatte und er gebraucht werden musste, habe es einmal fast wochenlang nur Reis gegeben. Gerne mochte er sich jedoch an die Militärzeit im Fricktal erinnern: Da hätten sie gelebt wie die Fürsten, ohne Mehrausgaben für Nahrungsmittel. Ein phantasiereicher Koch und ein guter Fourier hätten für grosse Abwechslung beim Essen gesorgt und von den Abfällen sogar selber Schweine gemästet.

Anbauschlacht Wahlen

Da der Krieg sich immer weiter ausdehnte und die Schweiz eine verschonte Insel blieb, waren rigorose Anbaupläne für Nahrungsmittel eingeführt worden. Die sogenannte «Anbauschlacht», vom späteren Bundesrat Wahlen propagiert, wurde vor allem von den Frauen und den Kindern ausgeführt. Sie mussten noch mehr Arbeit leisten, d.h. mehr Getreide, mehr Kartoffeln und auch Raps für Oel anbauen, um möglichst unabhängig vom Ausland zu werden. Die Schulkinder wurden zum Kartoffeln setzen und -ernten usw. eingesetzt. Ein Teil des Waldes von Rütihof ist in dieser Zeit gerodet worden (Rodung hinter dem Schulhaus und ein Teil des Tobelachers).

Die meisten Kleider nähte man für sich und die Kinder selber. Die Männer hatten meistens über Jahre hinweg einen einzigen «schönen Anzug», der vom Schneider hergestellt worden war und den die Frauen nach jedem Tragen mit einem feuchten Tuch wieder frisch aufbügelten.

Die Selbstversorgung wurde jedoch bis zu den Finken wieder eingeführt. Alte Kleider und Leintücher wurden auf bestimmte Art aufeinander- und zusammengenäht. Unter Anleitung wurden solche Finkenkurse im Schulhaus durchgeführt und fanden grossen Anklang.

Jede Gemeinde hatte für die Armee ein Kontingent von Heu und Stroh bereitzustellen. Für das Jahr 1940/41 mussten meine Eltern 520 kg Heu und 710 kg Stroh abliefern.

Ich habe eine Quittung gefunden über CHF 55.00 vom 1. September 1941, als 2. Rate des Eidgenössischen Wehropfers, welches 1940 als normale Steuer eingeführt worden war und die mein Vater Ende September bezahlt hatte. Im Vergleich dazu eine Rechnung vom Eidg. Kommissariat für Internierung: Für 2 Pferde, 1 Begleiter und Futtergeld mussten 1942 für 1 Tag CHF 7.10 bezahlt werden.

Einem Fourier von Dättwil hat meine Mutter Bohnen verkauft. Dieser verlangte nach kurzer Zeit nochmals eine Quittung, weil er die erste verloren hätte. Meine Mutter stellte ihm ahnungslos nochmals eine aus. Bald darauf wurde er jedoch von der Heerespo-

lizei verhaftet, weil er dieses Spiel systematisch betrieben und das Geld von der zweiten Quittung in die eigene Tasche abgezweigt hatte.

Internierte in Dättwil und Rütihof

In Dättwil war ein Interniertenlager eingerichtet worden. Dort hielten sich Franzosen, Deutsche, Polen, Russen und später auch Amerikaner auf. Diese machten Arbeitseinsätze auf den Bauernhöfen, auch mit Fuhrwerken, wie aus der obigen Rechnung abzulesen ist. Im Winter halfen sie mit den Pferden Bäume aus dem Wald schleppen. Am Abend hatten sie keinen Ausgang.

Die Russen tranken am liebsten Schnaps und das in Mostgläsern. Eines Abends, als mein Vater wiederum im Militärdienst war, klopfen ein russischer Hauptmann und einige Soldaten an die Türe bei meiner Mutter und verlangten Schnaps. Meine Mutter hatte Angst vor ihnen und war froh, als sie das Haus wieder verliessen. Die jüngste Schwester meines Vaters, Ida, war da gerade 20 Jahre alt. Die zwei ältesten Schwestern, Anna und Lina, wohnten auch zuhause und ebenfalls meine Grossmutter.

Ueberhaupt war es für die jungen Frauen nicht einfach. Meine Mutter erzählt, sie hätte ständig Angst gehabt, weil sich so viele Soldaten in der Umgebung aufhielten. Doch meine Mutter hat auch schöne Erinnerungen. Als sie bei der Apfelernte seit Stunden auf der Leiter stand, seien plötzlich drei Soldaten erschienen, um ihr zu helfen. Der Kommandant hatte sie für die nächsten Tage zum Äpfelpflücken bei meiner Mutter abgeordnet.

Kurz bevor der Krieg zu Ende ging, wohnte zeitweise ein 17jähriger internierter Ukrainer bei uns. Später wurde er nach Altstetten versetzt, von wo er an einem Sonntag zu Fuss wieder auf Besuch kam. Ein Foto von ihm und seinen Kollegen mit seiner Adresse in der Ukraine auf der Rückseite haben meine Eltern aufbewahrt. Er reiste nach dem Krieg sofort zurück, weil er sehr grosses Heimweh nach seinen Eltern und Geschwister hatte. Er versprach auch zu schreiben - doch ein Brief ist nie angekommen. Sehr wahrscheinlich wurde er bei der Rückkehr als Deserteur erschossen!

Zu dieser Zeit und auch nach dem Krieg kamen «Kriegskinder» aus dem Ausland in die Schweiz zur Erholung, so auch aus Wien und Berlin zu Familie Wegmann (Anna und Fritz) in Rütihof. Auffallend ist, dass fast jede Familie ein Pflegekind beherbergte, oft auch Ferienkinder aus der Stadt.

Ende des Krieges

Eine gespannte Lage ergab sich für die Schweiz nochmals an der Grenze zu Frankreich und Deutschland, als die Deutschen von den Alliierten zurückgedrängt wurden.

Am 1. April 1944 war mein Vater für einen Urlaub zuhause und spaltete Holz hinter dem Haus, als er Flugzeuge herannahen und bald darauf heftige Detonationen hörte. Er rannte ins Haus und sagte zu meiner Mutter, dass nun Waldshut oder Koblenz getroffen worden seien. Man stellte das Radio an und hörte, dass Amerikaner aus Versen die Stadt Schaffhausen bombardiert hatten. Dabei sind 40 Menschen ums Leben gekommen.

Kurz vor Ende des Krieges ist hinter dem Wald gegen Birmenstorf ein angeschosener, brennender englischer Bomber abgestürzt und hat einen tiefen Krater in den Boden gegraben. Die drei Insassen konnten sich jedoch mit dem Schleudersitz retten und kamen in der Umgebung von Baden mit den Fallschirmen herunter, wo sie ausgefragt, verhaftet und dann bis nach dem Krieg in der Schweiz interniert wurden.

Am 7. März 1945 kam meine Schwester Ruth zur Welt. Während der Zeit der Schwangerschaft half eine Frau aus Lupfig meiner Mutter im Haushalt, und Onkel Jakob, mein späterer Götti, arbeitete nach seiner Gärtnerlehre wieder auf dem Hof mit.

Mein Vater hatte für die Geburt einen Urlaub beantragt. Der Krieg ging zum Glück dem Ende zu, und mein Vater musste nach diesem Urlaub nicht mehr einrücken.

Die Zeit nach dem Krieg

Weitere harte Jahre für die Landwirtschaft

Kaum war der Krieg vorbei und hatte sich das Leben im Jahr 1945 wieder weitgehend normalisiert, kamen für die Landwirtschaft zwei ganz harte Jahre. 1947 und 48 herrschte eine sehr grosse Trockenheit. Die Nahrungsmittel blieben bis 1947 immer noch rationiert – und aus den Wasserhähnen in Rütihof floss fast kein Wasser mehr. Auch das Wasser musste hier rationiert werden. Nur an der tiefsten Stelle im Dorf, an einem Brunnen bei Wettsteins Haus, floss das Wasser weiter. Mit Eimern konnten dort vor allem die Frauen zum Kochen und für das Tränken der Tiere Wasser holen. An der Gemeindeversammlung wurde beschlossen, einen Weibel anzustellen, der die Häuser aufsuchte, um den Wasserverbrauch zu kontrollieren. Waschen durften die Frauen nur noch das Nötigste. Ernten konnte man auch nicht viel, die Wiesen verdorrten, und die Bauern mussten Heu und Stroh für die Tiere zukaufen oder sie verkaufen oder schlachten. Das Hauptthema im Dorf war und blieb das Wasser. In der Not wurde von der Gemeindebehörde ein "Wasserschmöcker" angestellt, der zwar Orte bezeichnete, wo Wasser durchfliessen sollte, doch fündig wurde man nicht und verlor so noch Geld an einen Scharlatan.

Das Ekzem meiner Schwester und der Einfluss meiner Grossmutter mütterlicherseits

Mit einem halben Jahr litt meine Schwester unter einem Ekzem, das über den ganzen Körper verteilt war. Mit allen Medikamenten des Arztes wollte es nicht verschwinden. Es wurde immer schlimmer: Überall traten blutige Flecken und teilweise Löcher in der Haut auf, so dass der Arzt schon kaum mehr an eine Besserung glaubte und meiner Mutter mitteilte, sie müsste sich auf das Schlimmste gefasst machen. Da erfuhr meine Mutter, dass der Absud von Eichenrinde ein gutes Heilmittel gegen Ekzeme sei, womit man das Kind baden und immer wieder betupfen solle.

Mein Vater holte also Eichenrinde im Wald und meine Eltern begannen die empfohlene Behandlung mit letzter Hoffnung. Dabei liessen sie alle Medikamente des Arztes beiseite. Nach 3 Wochen verschwanden die Wunden und allmählich das ganze Ekzem. Auch der Arzt war sehr erfreut über die Besserung. Über die Courage meiner Eltern, auf ärztliche Medikamente zu verzichten und die Verantwortung der neuen Behandlung voll auf sich zu nehmen, staune ich heute noch. Ich glaube allerdings, dass meine Grossmutter mütterlicherseits diesen Entscheid mitgetragen hat.

Meine Grossmutter in Lupfig befasste sich sehr mit Heilkräutern und stellte auch selber verschiedene Salben her. Da sie ziemlich früh Witwe geworden war, musste sie teilweise für den Unterhalt der Familie aufkommen. Sie fing an, im Dorf Kranke zu pflegen, auch Sterbende zu begleiten und wurde auch geholt, um Tote zu waschen. So erwarb sie sich allmählich grosse Erfahrung im Beurteilen von Krankheiten. Vor allem die ärmeren Leute holten zuerst ihren Rat ein und erst, wenn sie nicht weiter wusste, rief man den Arzt, meistens Dr. Ledergerber aus Brugg. Dieser war für seine «menschliche Haltung» bekannt, denn bei ärmeren, kinderreichen Familien kam es vor, dass er nur ein symbolisches Honorar oder gar nichts verlangte.

Die Schwestern und Brüder meines Vaters

Über die Schwestern meines Vaters habe ich sehr wenig geschrieben. Eine Tante hatte schon vor dem Krieg geheiratet und als ihr Mann in den Militärdienst einrücken musste, wohnte sie wieder im Elternhaus. Sie hatte eine KV-Lehre gemacht und lange Zeit bei der EGRO in Rohrdorf gearbeitet. Nach dem Krieg wohnten sie und ihr Mann wieder in Zürich, doch sie hatten keine Kinder. Ihr Mann war ein leidenschaftlicher Bergsteiger und Skifahrer und ist im Winter 1919 auf einer Skitour im Monte Rosa-Gebiet verunglückt. So zog diese Tante wieder nach Fislisbach und arbeitete erneut viele Jahre in Rohrdorf. Die Wochenende verbrachte sie meistens mit uns. Sie kaufte sich in den 50er-Jahren ein Auto, das sie bei uns einstellte und das mein Vater auch immer benutzen durfte. Wir sind mit ihr am Sonntag oft ausgefahren oder haben ihre Geschwister besucht. Meine Mutter wusch ihr auch die Wäsche und erhielt als grosse Überraschung von ihr die erste Waschmaschine. Tante Anni ist 1969 gestorben und wurde in Rütihof begraben.

Eine andere Tante heiratete noch vor dem Krieg einen zugezogenen «Rütihöfler» und wohnte lange Zeit in Rütihof. Heute lebt sie in Wettingen. Sie ist eine begeisterte Schützin und mit ihrem Mann noch aktives Mitglied in der Schützengesellschaft Rütihof.

Zwei Tanten heirateten nach dem Krieg, eine nach Winterthur, die andere ins Zürcher Unterland.

Mein Götti lernte Gärtner und heiratete eine Bauerstochter in der Nähe von Wil / SG. Sie übernahmen dort den elterlichen Bauernhof.

Auch Onkel Heinrich heiratete noch vor dem Krieg. Seine Frau war die Halbschwester der Ehefrau von Dr. Bircher (Erfinder des Birchermüeslis) in Zürich. Onkel Heinrich blieb meinem Vater sehr eng verbunden und kam am Sonntag oft mit seiner Familie zu

Besuch. Er ist kürzlich gestorben. Aus seiner Ehe waren eine Tochter und ein Sohn hervorgegangen. Auch die andern noch lebenden Geschwister meines Vaters haben Kinder, so dass die Familie Anner noch lange nicht aus sterben wird.

Der Stammbaum aus Deutschland

Ich selber kam erst 1950 zur Welt und wenn die oben beschriebene Aufzählung meiner Verwandten schon Richtung Stammbaum zielt, so möchte ich gerade mit diesem Thema weiterfahren.

1951 arbeitete mein Vater auf dem Feld, als ihn plötzlich ein sehr grosser, vornehm aussehender Herr besuchen kam und ihn fragte, ob er Anner heisse. Als mein Vater dies bejahte, stellte er sich als Anner Adolf aus Reutlingen, Deutschland, vor. Dieser Mann erzählte, dass im letzten Jahrhundert ein Vorfahre von ihm, ein Weber, von Rütihof nach Deutschland ausgewandert sei. Dort habe dieser Hand- und Frottiertücher hergestellt, und daraus sei eine Fabrik entstanden. Sein Vater habe vor dem 1. Weltkrieg die Deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, und sein Sohn sei in Russland im Krieg gewesen und bis 1950 sogar in russischer Gefangenschaft.

Da das Geschlecht «Anner» in Deutschland nicht sehr bekannt sei, hätten sie unter Hitler beweisen müssen, dass sie nicht von Juden abstammten, da sonst ihr ganzer Besitz vom Staat konfisziert worden wäre. So habe er Nachforschungen anstellen lassen, und daraus sei ein Stammbaum entstanden, mit allen Vorfahren bis zum ersten Anner, der im Jahre 1752 von Tegerfelden nach Rütihof gezogen ist. Einen solchen Stammbaum brachte Adolf Anner nun als Geschenk mit! Daraus war auch ersichtlich, dass der Hof immer an einen Sohn weitergegeben wurde bis zu meinem Vater. Alle Anner, die zwei Bürgerrechte haben, von Dättwil und Tegerfelden, stammen somit von dieser Linie ab und sind mit uns verwandt. Wir sind also das «Stammhaus». Manchmal waren es sehr viele Geschwister, von denen immer wieder einige auswanderten, nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach Amerika. Adolf Anner verfolgte auch einige dieser Linien und konnte auch Kontakt herstellen mit «Anners» in den USA.

Ich war 1973, als ich meine Schwester in Kanada besuchte und eine Reise durch die USA unternahm, bei Familie Anner in Buffalo zu Gast und konnte mit den «Cousins» dort auf dem Erie-See segeln gehen. Ich fand das so abenteuerlich, da es mich immer an das Gedicht «John Maynard» von Theodor Fontane erinnerte und den Refrain: «Noch ... Minuten bis Buffalo».

Margot Fempel-Anner

Titelbild:
Kirchgasse mit Kapelle, Kaplanei, Hof "Neuhüsler Sepp", Hof Eicher, rechts alte Zehntenscheune, etwa 1950,
Quelle unbekannt

Broschüre Nummer 2 der Dorfchronikgruppe Rütihof
Unverändert nachgedruckt und herausgegeben von der Chronikgruppe Rütihof 2009
Erhältlich unter «www.ruech.ch» oder per Mail bei «chronik.ruetihof@baden.ch»